

# WER STIRBT SCHON GERNE UNTER PALMEN?

**1995 war ein besonderes Jahr: Jacques Chirac wird zum französischen Staatspräsidenten gewählt; Österreich, Schweden und Finnland treten der EU bei; und in Deutschland finden die heftigsten Chaostage statt, die Hannover seit ihrem Beginn 1983 je erlebt hat.**

**Ich war natürlich mit von der Partie.**

Text: Mark Gerstorfer / Illustrationen: Archiv von <http://chaostage.de/>

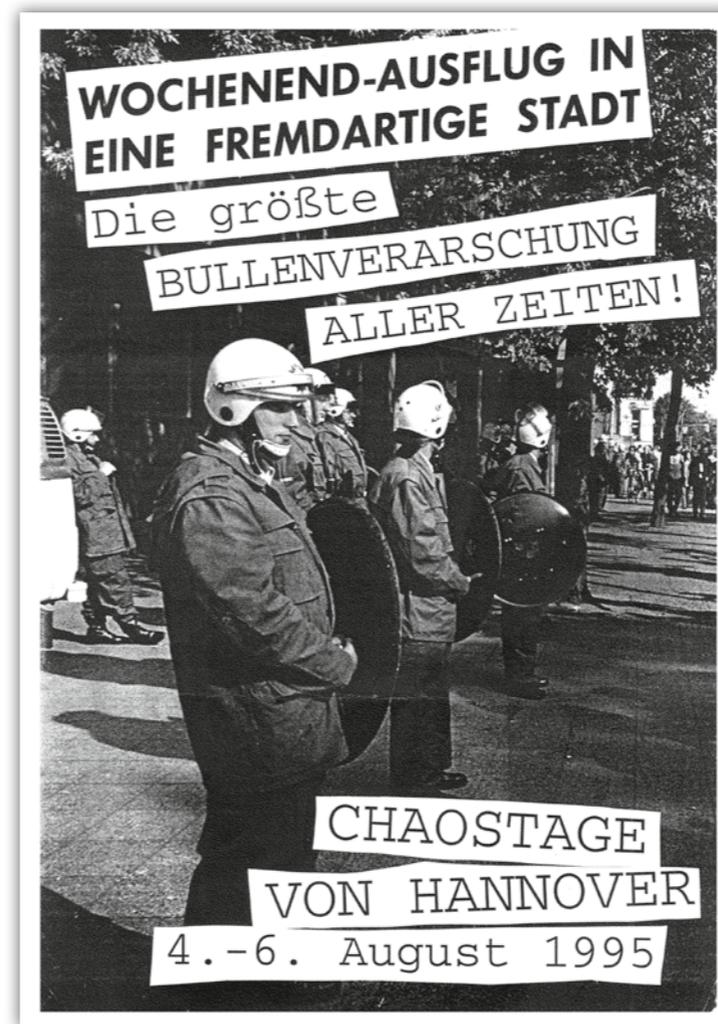
Ich hatte gerade die Pflichtschule hinter mir und nahm mir für dieses wunderbare Ereignis ein paar Tage frei von meinem Job in der Kläranlage. Mutti sagte ich damals, dass da oben in Norddeutschland so einige Konzerte stattfinden und da zwei meiner Freunde, Naso und Jacky, auch hingehen durften, konnte sie es mir nicht abschlagen.

Auf der Zugfahrt von der bayrischen Provinz nach Hannover konnte man zunehmendes die Freude der zahlreichen Punks, die nach und nach den Zug überschwemmen, wahrnehmen. Zug fahren war damals ja noch lustiger, schließlich gab es überall noch Raucherwagons und aus den zahlreichen Kassettenrekordern hallte es immer wieder das Lied „Pöbel und Gesocks (Oi! Oi! Oi!)“ von den Becks Pistols, die sich aber leider wegen einer Klage etwa zu dieser Zeit umbenennen mussten.

Da waren wir nun. Hannover, Landeshauptstadt Niedersachsens an einem heißen Augusttag: Um 10:00 Uhr vormittags standen wir verkatert von der zehnstündigen Zugfahrt vor dem Hauptbahnhof, umgeben von einer heiter betrunkenen und immer größer werdenden Horde von bunten, jungen Asozialen, die meisten, wie ich damals, minderjährig. Wo viele Punks sind, sind auch schnell viele Bullen. Und nachdem die ersten Leute aus dem Mob gezogen wurden, weil sie zu oft „Bullenschweine!“ riefen, an Polizeiautos urinierten, oder halbvolle Karlskrone-Dosen als Wurfgeschosse benutzten, beschlossen wir uns die Stadt ein wenig näher anzusehen. Wir kauften uns bei einem Bäcker ein Frühstück, Kaffee und anschließend eines von diesen kotzgroben Pilsnern – besonders viel Gutes kann man über

das dort erhältliche Bier leider nicht sagen. Je weiter wir in den Süden der Stadt vordrangen, desto weniger Punks sahen wir. Schließlich schlossen wir uns einer Gruppe aus dem Ruhrpott an und es zog uns nach und nach in die Nordstadt, den 13. Stadtbezirk Hannovers. Es war bereits Abend und wir hatten alle ordentlich einen sitzen, als wir vor dem Sprengelgelände, einer ehemaligen Schokoladenfabrik, das zu dieser Zeit besetzt war, ankamen. Am Sprengel war schon so einiges los. Die sich im Sprengelgebäude befindlichen Punks, mehrere hundert an der Zahl, hatten die ersten Autos angezündet und Barrikaden aus so ziemlich allem gebaut, was nicht niet und nagelfest war. Haufen aus alten Autoreifen wurden angezündet und es flogen die ersten Pflastersteine, die von der versorgenden Nachhut brav mit Schraubenziehern aus dem Boden gehoben und in Einkaufswagen an die Front befördert wurden. Die Polizei dachte sich natürlich, sie müsse eingreifen und nach mehreren forschenden Bitten, die Punks sollen doch diesen ganzen Unsinn gefälligst unterlassen, bewegten sich die Staatsbeamten in Schildkrötenformation auf die Barrikaden zu. Besonders beeindruckt waren die Punks nicht, es hagelte Steine, Flaschen und den ein oder anderen Molly, und nach zwei Versuchen, in die Nähe der Barrikaden zu kommen, waren die Bullen so weit eingeschüchtert, dass sie sich zurückzogen und durch Mikrofone mit Wasserwerfern und Räumungspanzern drohten.

Die Punkermeute freute das natürlich sehr und man hörte andauernd falsches Gegröle von Punkerparolen und Liedertexten, ganz besonders die Zeilen: „Es wird uns immer geben, ja wir schwören Stein auf Bein – Was kann es Schöneres geben, als Pöbel und Gesocks zu sein. Oi! Oi! Oi!“ Für uns war das ein guter Zeitpunkt, an den Barrikaden vorbei, in das riesige Sprengelgebäude zu gehen. Dort herrschte bis in die Nacht ausgelassene Stimmung und unkontrollierter Alkoholkonsum. Die Polizei probierte am späten Abend ein weiteres Mal durch die Barrikaden zu kommen, aber wieder hagelte es Steine und wieder drohten sie mit Räumungspanzern und Wasserwerfern, die wieder nicht erschienen. Naso und ich suchten uns ein offenes Auto um zu pennen,



Jacky hatten wir bereits verloren, nachdem er uns stolz erzählt hatte, dass er schon sechs Bier getrunken hatte, was für seine damals 15 Jahre schon ziemlich viel war.

Am nächsten Tag wurde weiter fleißig an Barrikaden gearbeitet und wir beschlossen in einen Park zu gehen, da dort ein Massenkiffen stattfinden sollte. Tatsächlich saßen in einem Park schon etwa 300 Leute und kiffen vergnügt. Das Problem allerdings war, dass alle Punks extrem prall waren und nach und nach die Bullen kamen und einzelne Gruppen verhafteten, die sich in ihrer Dichtigkeit nicht mehr wehren konnten. Dementsprechend paranoid wurde dann auch die Stimmung im Park und leichte Panik verbreitete sich. Einzelne Scharmützel kamen auf. Wieder flogen Steine und Flaschen. Als schließlich mehr Bullen als Punks im Park waren, beschlossen Naso und ich, das Weite zu suchen. Naso hatte ich dann leider verloren, beide hatten wir uns schnell aus dem Staub gemacht, da die Bullen gerade in zu starker Verhaftungslaune waren.

Ein paar Punks aus der Umgebung erzählten mir von einem kleinen besetzten Haus und dass es besser sei, im Moment nicht zum Sprengelgebäude zu gehen, da dies gerade von Bullen umringt wurde und man es schwer betreten konnte. Also suchte ich das andere Haus auf.

Das kleine besetzte Haus in dem ich die Nacht verbrachte, stellte sich als extrem assiges Abrisshaus heraus, das von ei-

ner ziemlich verballerten Punkerfamilie mit zwei Kleinkindern bewohnt wurde. Die Bude war schon ziemlich hart an der Schmerzgrenze, wenn man nicht so auf Hundekacke steht, aber es gab Wasser und Strom und einen Fernseher. Das Scheißhaus, auf welchem die Spülung nicht funktionierte, war voll tapeziert mit Behindertenpornos. Es waren, mich eingeschlossen, etwa 25 Leute in der Bude, die versuchten es sich irgendwo zwischen den angehäuften Müllhaufen gemütlich zu machen.

Ich teilte meinen Schlafsack mit einem Punkermädchen aus Dresden namens Lili, die ebenso wie ich auf ihre Kumpels wartete. Die ganze Nacht hindurch lief irgendein selbst aufgenommener Deutschpunk-Sampler. An „Dicke Eier – Weihnachtsfeier“ von „Eisenpimmel“ kann ich mich noch erinnern, da es mehrmals hintereinander auf einer Kassette aufgenommen war. Dazwischen amüsierten wir uns über die „Tagesschau“ im Fernsehen, wo die Chaostage Hauptthema in den Abendnachrichten waren.

Am nächsten Tag beschloss ich mich bereits morgens wieder zum Sprengelgebäude aufzumachen. Dort in der Nähe war schon ein ziemlich starkes Aufgebot an Bullen, die etwa hundert Meter entfernt herumstanden und Punks und Anwohner dabei beobachteten, wie sie Einkaufswagen mit Diebesgut aus einem Penny Markt schoben, den kurz zuvor

einige Punks mit einem Rammbock aufgebrochen hatten. Allem Anschein nach hatten die Bullen keinen Marschbefehl bekommen und es trauten sich zunehmend mehr Leute in den Supermarkt.

Als ich den Penny betrat, gab es kaum noch Bier, sonst aber reichlich andere brauchbare Sachen. Ich deckte mich mit Essen, Kippen und ein paar Flaschen Wein ein, die dort ja besitzerlos herumstanden. Draußen stand die Polizei immer noch tatenlos herum, die Schilder am Boden vor sich stehend und den schönen Sommertag genießend. Zwischendurch mussten sich Bullen blöde Sprüche von Anwohnern anhören, wurden von jenen aufs äußerste beschimpft und verhafteten auch ein-zwei Einheimische, die aus Wut auf deren Untätigkeit handgreiflich wurden.

Der weitere Weg zum Sprengelgebäude war ebenfalls bullenfrei und als ich dort ankam war das Gelände der ehemaligen Fabrik proppevoll mit Punks. Zu meiner Freude traf ich meine beiden bayrischen Spezis Naso und Jacky wieder, welche meinten, die Bullen hätten vor, das Gelände nun endgültig zu räumen und alle bereiteten sich auf eine gewaltige Straßenschlacht vor. Nach ein paar Stunden war es dann so weit und die ersten Bullenkohorten versuchten an die Barrikaden zu kommen, wurden aber erfolgreich von hagelnden Gegenständen zurückgedrängt. Der Krankenwagen kam und die ersten Bullen durften in den wohlverdienten Krankenstand. Im 3. Stock des Sprengelgebäudes war bereits eine improvisierte Krankenstation für die Punks eingerichtet, die dabei auch etwas abbekommen hatten. Warum die Krankenstation nicht im Erdgeschoß war, konnte mir auch niemand beantworten. Die meisten von ihnen hatten typische „Friendly Fire“-Verletzungen am Rücken oder am Hinterkopf, die dadurch rührten, dass viele enthusiastische Pflastersteinwerfer einfach zu kurz warfen und den eigentlich Verbündeten ihre Steine draufsemelten. Kein schöner Anblick das Ganze. Ich selber beschloss nach einiger Zeit, aus besagten Selbstschutzgründen lieber in eine der hinteren Reihen zu treten.

Wiederholt war es den Bullen nicht gelungen, irgendwie durch die Barrikaden zu kommen. Schließlich kam ein Polizeisprecher, den ich leider unter den ständigen „Fick dich, du Arschloch!“-Rufen nicht sehr gut verstehen konnte. Es ging auf jeden Fall darum, dass alle, die das Sprengel nicht sofort verließen, mit ernstzunehmenden Konsequenzen zu rechnen hatten – Freiheitsstrafen, Landfriedensbruch, Widerstand gegen die Staatsgewalt und derartige Wörter. Dann meinte er noch Räumungspanzer und Wasserwerfer wären bereits auf dem Weg. Natürlich glaubte diesen Drohungen keiner mehr und die ersten Siegesbiere wurden getrunken.

Tatsächlich kamen bereits eine Stunde später die ersten beiden Wasserwerfer, als ich mit Jacky die Bullen verhöhnend, in einem Rudel vor den Barrikaden stand. Jacky und ich hatten den Druck aus den Wasserspritzten dieser Gefahrte allerdings ziemlich unterschätzt und wurden über die Straße geblasen. Wir beschlossen, uns wieder in die Sicherheit des Innenhofes des Sprengelhauptgebäudes zu ziehen und unsere Kleidung zum Trocknen aufzuhängen, etwas abseits von der Front der Straßenschlacht. Wir holten

uns ein Bier, als wir eine Menge von Punks in unsere Richtung laufen sahen und leider erst jetzt bemerkten, dass die Bullen tatsächlich Räumungspanzer hatten. Diese machten die Barrikaden platt, auch Molotowcocktails, welche auf sie einprasselten, schienen sie nicht aufzuhalten. Sobald einer der Panzer Feuer fing, spritzte ihn einfach der Wasserwerfer dahinter ab und es drangen die ersten Bullen durch, und knüppelten fröhlich umher. Naso rief uns noch zu, wir sollten ihm folgen, aber Jacky und ich wollten noch schnell unsere Pullis holen, die wir einige Meter von uns weg aufgehängt hatten – blöde Idee, denn sonst hätte ich wahrscheinlich noch die Flucht über die Mauer geschafft, wie einige Kluge, die einer Verhaftung entgingen. Als ich meinen Pulli und Rucksack in den Händen hatte und zu der Mauer laufen wollte, über die Naso gerade gesprungen war, hatte ich schon einen Knüppel im Kreuz und etwa eine Minute später unangenehm eng gebundenen Kabelbinder an meinen Handgelenken, die Fresse am Asphalt liegend. Aber ich war nicht der einzige, um mich herum lagen bereits einige bunte schimpfende Gestalten, andere holten sich gerade noch ein paar Prügel ab. Es war auf jeden Fall eine gute Ernte für die Bullen.

Irgendwann wurde ich dann in einem überfüllten Sixpack zu einer Polizeiwache gefahren, in der es zuzuging wie in einem Ameisenhaufen. Alle meine Sachen, einschließlich Ausweis und den Schnürsenkeln meiner Doc Martens, wurden mir abgenommen, in eine Plastiktüte verpackt und ich wurde in eine triste Sammelzelle gesteckt, in der etwa dreißig andere Punks warteten. Seltsamerweise gab es in dem Raum nichts außer ein Klo, welches aber frei im Raum stand, und zwischendurch auch zur internen Trinkwasserversorgung verwendet wurde. Einzig die Mädchen durften, wenn sie lange genug an die Zellentür gehämmert hatten, kurz hinaus, um ihr Geschäft zu verrichten, oder externes Trinkwasser in Bechern zu holen.

Einigen der Punks wurden allem Anschein nach wesentlich weniger Sachen abgenommen als mir. Ein Punkermädchen hatte noch einen vollen Tabak Schwarzer Krauser und ein Feuerzeug, so wurde fleißig geraucht.

Etwa 18 unglaublich langweilige Stunden später war ich der Letzte in der Zelle, alle anderen verschwanden nach und nach, als immer wieder ein Beamter die Zelle betrat und ein bis zwei Personen nach draußen rief. Seltsam. Ich hatte ziemlich Schiss, dass die Bullen mir etwas anhängen wollten, vielleicht hatte mich ja jemand gesehen, wie ich Pflastersteine geworfen hatte, oder wie ich aus dem Penny Markt gegangen war. Spätestens jetzt hatte ich das Gefühl, dass irgendetwas faul war und ich wurde zunehmend paranoid. Es dauerte aber fünf weitere Stunden, in denen meine Laune einen absoluten Tiefpunkt erreicht hatte, als endlich ein Bulle die Türe öffnete, um mich aus der Zelle zu holen. Komischerweise sprach er mich mit einem falschen, aber sehr ähnlichen Namen an. Es hieß, ich werde nach Österreich verfrachtet und dort in eine Strafanstalt überwiesen. An dieser Stelle fiel mir auf, dass die Bullen mich mit irgendjemandem zu verwechseln schienen, der wie ich, einen Ösipass hatte und verdammt ähnlich hieß. Es dauerte ziemlich lange, bis ich den Bullen mit aller Mühe beige-



bracht hatte, dass ich nicht der bin, für den sie mich hielten, da sie mir ja auch den Reisepass und alles was meine Identität nachweisen konnte, weggenommen hatten. Einer der Bullen glaubte mir aber und rief die Festnetznummer meiner Mutti durch, die zu dieser Zeit bei Verwandten in der Schweiz war und sich die täglichen Nachrichten von meinem Urlaubsort ansah. Es meldete sich also Muttis Anrufbeantworter und die Bullen glaubten mir nun endlich, dass es sich um einen Fehler handelte. So lachten sich die Bullen etwa eine Viertelstunde über diese Verwechslung kaputt (mein Humor war zu dieser Zeit schon gänzlich verflogen) und entschuldigten sich höflich mit Schulterklopfen. Und da es ihnen ja so furchtbar leid tat, mich einen Tag lang ohne Essen eingesperrt zu haben, stellten sie mir einen Kollegen mit Auto zur Verfügung, der mich durch Hannover chauffierte, um meine Sachen aufzutreiben.

Ich fuhr also mit einem Bullen in einem VW Bus quer durch die Stadt zu einer großen Turnhalle, in welcher etwa 150 Punks mit Kabelbindern fixiert an die Wände gelehnt auf ihre Weiterverarbeitung warteten. In der Mitte der Halle war ein Berg aus Kleidung und Rucksäcken. Die ganze Situation erinnerte an einen Paketdienst und so wurden die Punks nach und nach in alle möglichen Himmelsrichtungen versendet.

Nachdem ich mich durch die riesige Pyramide aus Taschen gewühlt hatte, fand ich schließlich auch meinen Rucksack, mit Ausweis und Kohle. Mein Chauffeurbulle half mir fleißig beim Suchen.

Da ich all meine Sachen wieder hatte, fuhr mich der Bulle zum Bahnhof, wo ich ihm mit Hand aufs Herz versprechen musste, dass ich auf direktem Wege einen Zug nach Bayern nehmen und die Stadt auf Nimmerwiedersehen verlassen würde. Natürlich versprach ich ihm brav alles, was er hören wollte, aber selbst wenn ich wirklich nach Hause fahren gewollt hätte, wäre es nicht möglich gewe-

sen, da es bereits Mitternacht war und der nächste Zug in den Süden erst am nächsten Tag fuhr.

Ich ging also durch die U-Bahn-Station zurück in die Stadt, kaufte mir einen Döner und ein paar Bier und suchte die Nacht vergeblich nach meinen Freunden. Die meisten Leute, die man des Nächstens noch durch die Straßen wandeln sah, suchten irgendjemanden von den Leuten, mit denen sie angereist waren, es war die letzte Nacht der Chaostage, so weit ich mich erinnere. Ich traf ein Mädchen aus Nürnberg, das ebenfalls die Stadt vergebens nach ihrem Rudel abklopfte und vorhatte, am nächsten Tag abzureisen. Wir lungerten am Bahnhof herum, Ausschau haltend nach bekannten Gesichtern, aber weder ich noch meine Kollegin fanden jemanden, den wir kannten. Wir schlossen uns einer kleinen Gruppe an und machten uns an die 26-stündige Heimfahrt mit dem 30 D-Mark-Ticket. Wir übernachteten irgendwo am Frankfurter Hauptbahnhof und es schiffte in Strömen. In Nürnberg verabschiedete ich mich von meiner Begleiterin, die mir eine Kassette mit schlechtem Deutschpunk schenkte, da ich aber keinen Kassettenrekorder hatte, musste ich vorerst auf diesen Genuss verzichten.

Zu Hause angekommen sah ich mir die „Tagesschau“ an, dort lief ein Resümee der Chaostage.

Etwa fünf Minuten zuvor hatte ich mit Mutti telefoniert, die etwas angepisst über meinen Urlaub war und ich beschloss mir ein Bier aufzumachen und den häuslichen Luxus zu genießen. Endlich konnte ich auch die Kassette der Nürnbergerin anhören, an den Refrain des ersten Liedes kann ich mich noch gut erinnern: „Wer stirbt schon gerne unter Palmen? Ficken saufen nicht zur Arbeit gehen.“ Ich nahm mir fest vor, das nächste Jahr wieder nach Hannover zu fahren.

\*\*\*